

Jozef Niewiadomski

„Dramatisch“: Franz Pfanners Weg zur Heiligkeit

„Sind sie ein Kaminkehrer?“ Die absurd anmutende Frage stellte in Agram (heute Zagreb) ein älterer Herr dem damaligen Prior Franz Pfanner. Der Fragende wusste nicht, was er von der „schwarzen Kappe“ Pfanners halten sollte. Er sei Trappist, sagte Pfanner dem verdutzen Mann, der ja bloß Bahnhof verstand. Diese Begegnung inspiriere Pfanner dazu, über die Trappisten eine Informationsbroschüre zu verfassen. 1874 in Graz erschienen, stellte das Heft ein witziges Meisterstück der Werbung dar: für Priester- und Ordensberufe, für jene also „welche stets trappen“, sich „in Wäldern, Schluchten und Einöden“ aufhalten, „wie der Esel bei schlechter Kost“ viel arbeiten, ihr ganzes Leben schweigen, aber dafür umso mehr denken. Kurzum: für die „von der Welt für närrisch gehaltenen Leute“, die mit ihrem Schweigen schon auf dieser Erde das erreichen, was das selige Los der Heiligen ausmacht, nämlich mit Gott sich innig zu vereinen.“

Sehr geehrte Damen und Herren,

„Die meisten Menschen ahnen nicht, was Gott aus ihnen machen würde, wenn sie sich ihm nur zur Verfügung stellten“, lautet ein dem Ignatius von Loyola zugeschriebener Spruch. Der Wendelin aus Langen-Hub hatte kaum ahnen können, was das Urteil seines Vaters, er taue nicht dazu Bauer zu werden, für ihn bringen wird. Er konnte wohl nicht ahnen, dass er schlussendlich in den Spuren des Benedikt von Nursia, dann aber des Bernard von Clairvaux, des Jean-Armand de Rancé (der großen Ordensreformer also, die er in seiner humorvollen Werbeschrift: „Sind Sie ein Kaminkehrer?“ erwähnt), er konnte es nicht ahnen, dass er in durchaus vergleichbaren dramatischen Konnotationen zum kreativen Geburtshelfer einer neuen Ordenskultur wird. Er konnte es nicht ahnen, aber er hat sich Gott zur Verfügung gestellt. Zuerst vermutlich so gestellt, wie dies die meisten Kinder tun, die in einer tief religiösen, die täglichen Rituale schätzenden Bauernfamilie aufwachsen. Der Wendelin lernt beten und betet wohl mit kindlicher Inbrunst. Der Familientradition gemäß stehen Mutter Gottes Maria und der hl. Josef im Mittelpunkt der Andacht. Er betet und arbeitet am Bauernhof mit. Am Michaelstag 1838 bringt allerdings der Vater den 13-jährigen zum Studieren nach Feldkirch, bekreuzigt ihn mit Weihwasser beim Verlassen der Bauernstube, betet mit ihm unterwegs den Rosenkranz und verabschiedet sich mit den Worten: „Bet und studier fleißig“. Beides machte der Wendelin auf geradezu vorbildhafte Art und Weise und dies nicht nur deswegen, weil er täglich die Heilige Messe besuchte: in Feldkirch, in Innsbruck und auch in Padua, wo er von vom „hässlichen Treiben italienischer Studenten“ angewidert zu sein schien. Zum ersten Mal durfte er sich dort auch gefragt haben, was Gott von ihm erwartet: Nach „einem Monat war es mir schon ausgemacht und fest, dass ich mich zum Priestertum wenden würde“. Der Eintritt ins Priesterseminar in Brixen schien nun die Klarheit über den weiteren Weg gebracht zu haben. Oder doch nicht? In seinen Erinnerungen hält er „das einzig Merkwürdige“ dieser Zeit fest: den plötzlichen Drang „in die Mission zu den Heiden zu gehen“. Die schwere Erkrankung und der miserable Gesundheitszustand machen dem Traum ein Ende. Die ausgedehnte Pilgerreise durch Deutschland und die Schweiz erweitert nicht nur die Horizonte seiner Wahrnehmung, sie festigt die Konturen des von ihm eingeschlagenen Weges zur Heiligkeit. Bei der Mutter Gottes in Einsiedeln beschreibt er klar den dorthin führenden Schild: Maria möge helfen, dass er „ein eifriger Priester“ wird. Für die Nuancen dieses heiligen Eifers sorgt der Fürsterzbischof von Brixen, Bernhard Galura, der ihn zum Priester weiht, sorgen aber auch die Menschen in seiner

Heimat. Die Rückkehr des Neugeweihten nach Langen gleicht dem triumphalen Einzug Jesu in Jerusalem. In den Erinnerungen des Missionsabtes spricht Pfanner nicht nur von der „nährischen Freude“ der Menschen in Allgäu und Vorarlberg. „Im letzten Marktflecken auf bayerischem Boden glich die Prozession einem Triumphzug. Unter Böllerkrachen und grünen Triumphbögen zog ich über den Boden unseres heimatlichen Bauerngutes und unter unzähligen Glückwünschen stieg ich im väterlichen Hause ab. Da begrüßte mich meine Mutter. Es war eine große Freude für mich, meine Eltern segnen zu dürfen. Unter den Gesegneten war auch mein Zwillingsbruder, den ich sooft (beim Spielen und Raufen) ins Gras geworfen hatte. Die Primiz war eine echte Seltenheit in Langen“. Ahnte da unser Wendelin, der von diesem Rausch des priesterlichen Palmsonntags trunken sein durfte, ahnte er, dass sein priesterlicher Lebensweg mehrmals eine dramatische Wende nimmt, eine Wende, die ihm mehr in das Drama der Karwoche hineinziehen wird, als dies den meisten Primizianten recht wäre? Schon bei der Ankunft in seiner ersten Pfarrstelle Haselstauden war nämlich vom Triumph keine Spur zu spüren. Vielmehr Totenstille im Ort. Mehrere Monate erduldet der Neupriester Argwohn seiner Gemeinde. Bis eines Tages Typhusepidemie ausbricht und Menschen sich in ihren Häusern einbunkern. Nur Wendelin besucht täglich die Kranken, gewinnt so das Vertrauen und wird zum geschätzten – eifrigen – Priester. Doch wiederum macht ihm der miserable Gesundheitszustand einen Strich durch die Rechnung. Allen Ernstes bereitet sich derjenige, der sich ohne „Wenn und Aber“ Gott zur Verfügung gestellt hat, auf den baldigen Tod vor und erwirbt sich direkt an der Kirchenwand einen Platz auf dem Friedhof. Gott war aber noch lange nicht fertig mit ihm. Sein kirchlicher Vorgesetzter schickt ihn als Spiritual für die Barmherzigen Schwestern und als Gefängnisseelsorger nach Agram (Zagreb). Der gesundheitlich angeschlagene Priester sinniert dort nicht nur über den Tod, sondern auch über einen möglichen Ordenseintritt. „Was will Gott von mir? Soll ich Franziskaner oder Jesuit werden?“, mag er sich gefragt haben. Ende 1862 begegnet er in Agram zwei belgischen Trappistenbrüder. Ihre Erzählungen über das strenge Ordensleben der Trappisten faszinieren den inzwischen 37-jährigen Priester. Sein Entschluss ist bald gefasst: „Lieber will ich zu Tode Bußübungen auf mich nehmen, als mich zu Tode studieren!“ (Bei den Jesuiten). So bittet er Bischof Gasser in Brixen um die Erlaubnis, gleichzeitig fragt er im Trappistenkloster Mariawald in der Eifel an: um die Aufnahme in den Konvent.

Dem heiligen Ignatius nicht ganz unähnlich, der sich ja durch die Pilgerfahrt nach Jerusalem die Klarheit über seinen weiteren Weg erhoffte, machte inzwischen auch unser Wendelin noch eine Pilgerfahrt ins Heilige Land und erlebte dort die Dramatik der christlichen Existenz auf liturgische Art und Weise. „In der Karwoche las ich die heilige Messe auf der Stelle, wo Jesus ans Kreuz genagelt wurde. Ich war so gerührt, dass ich beim Staffelleget eine Zeitlang nicht mehr weiterkonnte. Am Gründonnerstag kam ich zu Ehre der Fußwaschung, zu welcher der Patriarch von Jerusalem zwölf Pilger zulässt. Er wusch den Fuß, trocknete ihn mit dem geschürzten Leintuch und küsste ihn. ... Am Karfreitag besuchten wir die Via Dolorosa in Jerusalem, küssten die heiligen Stellen der Kreuzwegstationen und fühlten uns unwürdig, diesen Leidensweg ohne Kreuz zu gehen. ... In der Nacht waren sieben Predigten in der Grabeskirche ... Am Ostersonntag um fünf Uhr las ich die erste Messe am Heiligen Grab auf derselben Stelle, wo der Leichnam Jesu gelegen ist.“ Konnte da der Wendelin ahnen, dass er das Drama der Nachfolge Jesu in den folgenden Jahren nicht nur auf liturgische Weise vergegenwärtigen wird, sondern auch durch seine Existenz als Trappistenmönch? Er, der sich unwürdig fühlte, weil er die Via dolorosa ohne Kreuz gegangen sei, ahnte wohl nicht, dass Gott aus ihm mehr machen wird, als nur einen Trappisten, der „zu Tode Bußübungen auf sich nehmen will“. In seinem „Abschiedsbrief an seine Lieben zu Hause“ rechtfertigt er die

Entscheidung zu seinem radikalen Schritt: „Ich tue es, weil ich Gottes Willen erkenne, wie ich vor 13 Jahren es erkannte, dass ich Priester werde. ... Ich will nicht reich werden und keine Ehrenstellen suchen, will nichts gelten in der Welt, sondern arm und ungekannt in der Einsamkeit dort leben; hoffentlich für immer, wenn man mich dort brauchen kann. Ich bitte Euch, für mich zu beten, dass ich Kraft habe zu erfüllen, was dort gefordert wird. Lebt so, dass wir alle einst im Himmel uns wiederfinden.“

Meine Damen und Herren, wie soll man den Lebensweg eines radikal aus allen Schemata fallenden Menschen, der vor 200 Jahren geboren wurde, wie soll man diesen Lebensweg heute beschreiben? Welchen hermeneutischen Rahmen soll man dazu wählen? In unserer religionskritischen Zeit, einer Zeit, deren Mentalität in Sachen Glaube und Kirche sich bloß der billigen Klischees bedient und fast alles, was mit der Kirche zu tun hat, dekonstruiert und an den Pranger stellt? In einer Zeit, in der die sog. postkolonialen Diskurse vieles, was Europäer in Afrika gemacht haben nicht nur kritisch hinterfragen, sondern oft auch pauschal verwerfen? Aber auch in einer Zeit, in der in der Kirche selbst einerseits eine enorme moralisierende Verengung des Glaubenslebens stattfindet, andererseits die Lust an Skandalmentalität oft keine Grenzen zu kennen scheint? Sind die sich als kritisch, damit auch als objektiv ausgebenden wissenschaftlichen Annäherungen an eine kirchliche Ausnahmepersönlichkeit heute in diesem Zusammenhang eine Hilfe? Paradigmatisch sei hier nur auf einen von der Österreichischen Akademie der Wissenschaften publizierten Aufsatz über Franz Pfanner und die dort ausgesprochenen Folgerungen zum schablonenhaften Thema: „Mythos und Realität“ hingewiesen. Zitat: „Trotz der inzwischen aufgearbeiteten historischen Fakten dominiert noch heute ein positiv verklärtes Bild über die Persönlichkeit von Franz Pfanner und die Gründungsgeschichten seiner Klöster. Der Mythos von Pfanner als ‚Herold‘ und ‚Trommler Gottes‘, als ‚Mann der Vorsehung‘ oder als ‚eine[r] der wichtigsten Pioniere der Missionsarbeit unter den Bantu und eine[r] der größten Apostel Südafrikas‘ nährt sich seit Jahrzehnten, nun auch massiv über das Internet, ausschließlich aus kirchlichen Informationsquellen.“ Und ich frage: was trägt nun der kritische Wissenschaftler, der den kirchlichen Quellen prinzipiell misstraut, deswegen auch allen anderen Quellen mehr Glauben schenkt, was trägt er an neuen Erkenntnissen zum tradierten Bild dazu? Wohl auch nur ein paar Plattitüden, die der alle Grenzen sprengenden Persönlichkeit kaum gerecht werden. Zitat: „Pfanner glaubte sich nicht an Gesetze und Regeln halten zu müssen. Die wiederholte Missachtung von gesellschaftlichen, kulturellen und religiösen Gepflogenheiten zeichnete sein Verhalten aus. Er geriet ständig in Konflikte, sowohl in Österreich als auch in Deutschland, Kroatien, Bosnien und Südafrika.“ Na und? – wird der systematische Theologe ironisierend einwenden. Trifft das nicht auf die meisten großen, Grenzen überschreitenden, kreativen Persönlichkeiten zu? In Gesellschaft und Kirche?

Worauf will ich mit diesen mehr als fragmentarischen methodischen Bemerkungen hinaus? In seiner Studie über das „Dramatische Kirchenverständnis bei Ignatius von Loyola“ äußert der Gründer des Ansatzes: „Innsbrucker Dramatische Theologie“ Raymund Schwager eine fundamentale These, die ohne „Wenn und Aber“ auf das Leben, auf das Engagement und auf die Frömmigkeit des Trappistenmönchs Franz Pfanner passt. Diese These ist es auch, die ich zum hermeneutischen Rahmen meines Vortrags gewählt habe. Zitat: „Die wahre Einheit mit der Kirche (ist) durch alle Vorurteile, affektive Enge und Sündhaftigkeit der einzelnen Gläubigen und der Vertreter der Kirche hindurch zu suchen.“ Denn „die Einheit mit der Kirche (vollzieht) sich in der Begegnung von Menschen ..., zwischen denen alle Momente wie in einem Drama – also Entwicklung, Auseinandersetzung, Spannung, Krise, Niederlage und letztlich Versöhnung – spielen können, ja sogar spielen ‚müssen‘. ... Diese Dramatik ist allerdings keine Tragik, sondern sie ist belebt von der sicheren Hoffnung auf eine letzte

Versöhnung. Wo jedoch der Mut zu dieser Dramatik fehlt und die Versöhnung vorschnell gesucht wird, dort dürfte nicht mehr der allumfassende Geist am Wirken sein, sondern eher eine götzenhafte Verabsolutierung sichtbarer Strukturen sich abzeichnen.”

Vermutlich wird jeder, der sich in der Geschichte von Mariannhill ein bisschen auskennt, bei diesem letzten Satz zuerst an die 1892 durchgepeitschte Suspendierung des Abtes denken. Zumindest wenn man sich die klare Forderung des Visitators Franziskus Strunk vergegenwärtigt: „Man muss den Abt zum Unterwerfen bringen, aber er wird sich nur – vom Heiligen Stuhl gezwungen – unterwerfen.“ Nicht nur dem Visitator, sondern auch vielen maßgeblichen kirchlichen Autoritäten hat es zu diesem Zeitpunkt im Kontext dessen, was in Mariannhill am kreativen Aufbruch geschah, am Mut zur Dramatik gefehlt. Die Animositäten, Spannungen und Ängste – und dies nicht nur in Mariannhill, sondern auch in weiteren Kreisen des Trappistenordens, und auch der Kurie in Rom wurden zuerst vorschnell durch die bewährte Kajaphas-ähnliche Sündenbockstrategie gelöst: sei es doch besser, den Einen in die Wüste zu schicken, als sich dem Risiko der Eskalation auszusetzen. Diesem Einen aber – dem kantigen Mann aus Langen-Hub – hat es an Mut zur Dramatik nicht gefehlt. Und dies nicht nur deswegen, weil er in der kargen alpinen Landschaft groß geworden ist, als Kind am Bauernhof mitarbeiten musste, als Jugendlicher waghalsige Bergwanderungen unternahm und inzwischen mehrere gefährliche Krankheiten überstand. Franz Pfanner hat es an Mut zur Dramatik nicht gefehlt, weil er ein unerschütterliches Vertrauen in Gott hatte, Gott, dem er sich ohne „Wenn und Aber“ überlassen hat, sich deswegen auch auf eine kindliche Art und Weise von der Mutter Gottes und dem heiligen Josef beschützt wusste. Deswegen zeichnen: Spannung, Auseinandersetzung, Krise, Niederlage und Hoffnung auf Versöhnung seinen 1862 eingeschlagenen Weg als Trappist aus.

Wendelin tritt also in das Kloster Mariawald in der Eifel ein: eigentlich deswegen, weil er aufgrund seiner angegriffenen Gesundheit diesen Schritt als die beste Vorbereitung auf den Tod erachtet. Die Lebensweise der Trappisten, vor allem die karge Kost, verbessern aber seine Gesundheit und dies auf radikale Art und Weise. Ein Zufall, ein Wink der Vorsehung, die mit diesem Mann noch einiges vorhat? Radikal und durchaus missverständlich gefragt: Sollte er etwa durch den Hl. Geist geführt, die benediktinische Ordenstradition um eine neue Nuance bereichern? Das konnte Pater Franz zu diesem Zeitpunkt und eigentlich bis zu seinem Tod unmöglich wissen. Eine solch anmaßende Selbstsicherheit war ihm fremd. Nicht aber die Gabe der schnellen Reaktion auf das, was gerade nötig ist. So banal es auf den ersten Blick klingen mag, der erste Konflikt mit dem Oberen in Mariawald entzündet sich an der Frage der Putzbesen, ohne die er und seine Mitbrüder das Haus nicht reinigen können. Der Obere droht ihn aus dem Zimmer zu werfen. „Nein, ich gehe selber“, entgegnet der Jungtrappist, verstoßt damit gegen die Ordensdisziplin, leidet auch später daran, dass er nicht geschwiegen hat. Der Franz wird in den folgenden Wochen für den Oberen, dem es auch an Mut zur Dramatik mangelt, er wird zum Problem. Schon in dieser ersten Station des trappistischen Weges von Pfanner löst man die Spannung, indem man die Versöhnung allzu schnell beschwört. Franz und die Mitbrüder, die von ihm fasziniert sind, sollen wegziehen und ein neues Kloster gründen. Man geht also mit dem rituellen Friedensgruß beschenkt weg und wird unterwegs mit dem Unfassbaren konfrontiert: brieflich teilt der Obere mit, Pfanner soll wieder Weltpriester werden. Franz will aber Trappist bleiben, geht deswegen nach Rom, um für diese Option zu kämpfen. Bekommt dann dort doch das Dekret, das ihn zur Gründung eines Trappistenklosters in der damaligen Österreichischen Monarchie ermächtigt. Wir haben

wiederum das gleiche Problem: Zufall, oder ein Wink der Vorsehung? Denn: Die angepeilten Pläne scheitern wiederum. Die Tür fällt zu, aber es öffnet sich gleichzeitig ein kleines Fenster:

In Bosnien, in Banjaluka, das unter türkischer Herrschaft steht, bekommt er einen Grund. In einem Kälberstall quartiert er sich mit vier Brüdern und zwei Postulanten ein: das Kloster „Mariastern“ wird so aus der Taufe gehoben. Trotz der Schwierigkeiten mit dem Pascha in Banjaluka, der mit allen Mitteln den Bau eines ordentlichen Klosters zu unterbinden sucht, trotz der Konflikte mit den Franziskanern, die ein Seelsorgemonopol in Bosnien besitzen, entsteht dort doch ein prächtiges Kloster, soll gar der Größe der Mönchsgemeinschaft wegen – immerhin 76 Personen wohnen dort – zur Abtei erhoben werden. Franz Pfanner ist nur noch einen Schritt von der Würde eines Abtes entfernt. Ist das aber das, was Gott letzten Endes von ihm wollte? Nein, wiederum muss man sagen: Gott ist immer noch nicht fertig mit ihm.

Beim Generalkapitel des Trappistenordens in Septfons im Jahr 1879 taucht ein Missionsbischof aus südlichem Afrika auf, bittet um eine Gründung der Trappisten dort, verspricht jegliche Hilfe, stößt aber bei den Äbten auf taube Ohren. „Wenn keiner gehen will, gehe ich“, sagt Pfanner, verzichtet damit auf die Würde des Abtes jener Abtei, die er in Bosnien aus dem Boden gestampft hat. Was treibt den Mann zu diesem Schritt? Abenteuerlust? Ehrgeiz? Warum nicht der Hl. Geist? Mit 30 Mitbrüdern wagt er „un salto mortale al paradiso – den mutigen Sprung ins Paradies“ – wie er selber zu seiner Überfahrt nach Afrika sagt. Und landet im Fegfeuer, oder gar in der irdischen Hölle. Die Bilder von der Farm und die finanziellen Bedingungen, die der Missionsbischof bei seiner Werbung zur Sprache gebracht hat, entpuppen sich als gut gemeinte Illusion und haben mit der wüstenähnlichen Wirklichkeit nichts zu tun. Der Schock bei den angekommenen Trappisten saß tief in den Knochen. Pater Franz konnte seinen Mitbrüdern in dieser Wüste nur noch eines sagen: Deus providebit: Gott wird dafür sorgen, dass wir überleben. Grenzenlos vertraut er darauf, dass die dramatischen Wendungen in seinem Leben einen tieferen Sinn haben. Derjenige, der vor Jahrzehnten darum gebetet hat, dass er nur „ein eifriger Priester“ wird, ist längst ein genialer Werbemanager und Bettler in Sachen Mission geworden: So geht nun auf die nächste Bettelreise durch Deutschland, Österreich, Schweiz, begeistert Massen, rekrutiert Postulanten. Und macht die Erfahrung des Verrates. Ausgerechnet der Bischof Ricards, der ihn nach Afrika gelockt hat, erwirkt in Rom das Verbot der Rückkehr von Pater Franz zu seinen Mönchen, die sich inzwischen in der wüstenähnlichen Landschaft abplagen. Der wortbrüchige Bischof hat aber mit der Treue der Mönche zu ihrem Oberen nicht gerechnet. Sie stehen zu ihrem abwesenden Prior, suchen deswegen nach einem neuen Ort im Südosten der Südspitze Afrikas: in Natal. Der für dieses Gebiet zuständige Bischof Jolivet heißt sie auch willkommen. Nach anfänglichen Missverständnissen und Schwierigkeiten, aber auch einer kleinen Rebellion unter den Mitbrüdern (zwei seiner Patres haben Pfanner auf eine nahezu grenzenlose Art und Weise verleumdet, werden sozusagen zu falschen Zeugen im längst laufenden Diskussionsprozess über die Integrität des Priors; ihre Behauptungen haben sie offiziell widerrufen, wurden dann auch entlassen), nach den Anfangsquellelen bricht man vom Durban auf. Die Geburtsstunde von Mariannahill hat geschlagen. Das Narrativ der Gründung dieses, das Leben von Pfanner krönenden, Werkes könnte einem biblischen Buch entnommen worden sein. Am 26. Dezember 1882 am späten Nachmittag bleibt die von Durban herkommende Wagenkolonne im Morast stecken. „Abladen!“ ruft Pater Franz, „Im Namen Gottes nehmen wir von diesem Boden Besitz. Jetzt wollen wir niederknien und alle dreimal den Boden Küssen im Namen des dreieinigen Gottes.“ Am nächsten Morgen wird unter freiem Himmel die erste Messe gefeiert.

Meine Damen und Herren, was in Mariannhill und auch weltweit um Mariannhill in den nächsten 10 Jahren geschah, gleicht einem Wunder. Wie sie alle wohl wissen, entstand dort ein riesiger Komplex mit landwirtschaftlichen Betrieben, Schulen mit Unterricht auf Zulu, Werkstätten und Druckereien. Nach und nach kamen dann dazu die zahlreichen Missionsstationen. Pater Franz samt seinen Mitbrüdern und sehr bald schon auch den von ihm so geliebten „Roten Schwestern“, die er aus der Taufe gehoben hat, wagen sich an die Grenzen dessen, was bisher selbstverständlich zu sein schien, überschreiten diese Grenzen, tasteten sich vorwärts auf etwas Neues hin, erleben beispiellose finanzielle Unterstützung (aus Europa) und auch Bewunderung weltweit (Mariannhill wird zum vielbesuchten Ort: nicht nur Gandhi und Mark Twain – der ein Essay über die Abtei schrieb – schauen sich diese erste und größte Abtei Afrikas an). Das Wunder, das sogar von der vatikanischen „Kongregation Propaganda fide“ (1886) als vorbildliches Modell klösterlicher Missionsarbeit wegen der „fruchtbaren Verbindung von geistlicher Unterweisung, praktischer Arbeit und lokaler Einbindung“ gelobt wurde, dieses Wunder beinhaltet aber ein riesiges Konfliktpotenzial. Und dies nicht nur deswegen, weil es Neider und Verleumder auf den Plan rief. Pfanners Spiritualität, die einen dramatischen Charakter hatte, sich deswegen nicht bloß auf das Herkömmliche, und Festgelegte, Althergebrachte, rituell Bewährte und rechtlich in Normen Gegossene reduzierte, sondern mit einer Sensibilität sondergleichen Herausforderungen und Chancen des gerade erlebten Alltags wahrnahm, diese seine Spiritualität transformierte unaufhörlich seinen Weg zur Heiligkeit. Was meine ich damit? In der Zeit des 19. Jahrhunderts, in der die Dogmatik (also das, was er im Theologiestudium in Brixen gelernt haben musste) (in der Zeit, in der die Dogmatik) das menschliche Leben in zwei Stockwerke: das der Natur und das der Gnade aufteilte, sie damit sauber voneinander trennte, damit auch den Alltag religiös banalisierte, weil die Dogmatik die Gnadenerfahrung von diesem Alltag lostrennte und als etwas wertvolleres in den zweiten Stockwerk verbannte und hochstilisierte, damit aber auch das benediktinische ora et labora faktisch auseinander riss, auf die entsprechenden Stockwerke aufteilte und dementsprechend auch das labora abwerte und nur das „ora“ hochschätzte, kehrte Pfanner – ohne es freilich zu wissen – zu jener großen scholastischen Tradition, in der Bernhard von Clairvaux groß geworden ist: Gratia supponit naturam et perficit illam (die Gnade setzt die Natur voraus und vervollkommen sie). Die Suche nach Gott, die explizite Gotteserfahrung setzen die Gestaltung des Alltags durch Arbeit und Beruf, durch das politische und soziale Engagement voraus. Diese sind also integrale Bestandteile dessen, was christliche Erfahrung ist. Deswegen spottete der rebellisch werdende Trappist über jene Missionare, die bloß mit den Bibeln fuchtelten, deswegen galt seine besondere Liebe den Brüdern im Orden und auch den „Roten Schwestern“, deren missionarische Schwerpunkte gerade in der praktischen Arbeit lagen. Aber auch die Priester behielt er im Auge: „Kein Missionar, sei er Priester oder Vorgesetzter, soll die Handarbeit verachten“. Gnade setzt die Natur voraus!

Deswegen auch seine kritische Einstellung zur Rassentrennung: „Wie kann man jemanden zivilisieren und christianisieren wollen, vor dem man sich ekelt und gegen den man Hass verspürt? ... Wann wird man endlich in Südafrika dieses tief eingewurzelte und radikal verderbliche Vorurteil aufgeben? Solange man das nicht tut, wird man Schwarze wohl dressieren, aber nicht bekehren.“ Deswegen auch seine – für diese Zeit durchaus nicht selbstverständliche – Bemühung um die Ausbildung von Mädchen, die Errichtung von Asyl-Frauenhäusern, für die aus den polygamen Verhältnissen kommenden Ehefrauen, deswegen auch der Schwerpunkt auf die Handwerk- und Berufsausbildung. All das und vieles andere mehr sollten die Trappisten in Mariannhill im Auge behalten. Genauso wie sie ihre Regel vor

Augen haben müssten. Und die notwendigen Abstriche? Bei der Audienz mit Leo XIII. knapp nach dem Auftakt der Mariannhiller Geschichte im Jahr 1883 bittet der zu dieser Zeit noch Prior (denn die Erhebung zur Abtei und die Abtweihe finden zwei Jahre später statt) Franz (bittet) um mehreren Dispensen von der Regel und bekommt auch diese. (Leo XIII. dürfte von Pfanner fasziniert gewesen sein; am Rande sei nur erwähnt, dass Pfanner drei Jahre nach dem Erscheinen der Enzyklika: „Rerum novarum“ von Leo XIII. im Jahre 1891, selber ein Essay über die „soziale Frage“ schreibt).

Der außergewöhnliche Erfolg von Mariannhill, die vielen Dispensen von der Trappistenregel, die praktischen Überschreitungen der Regel, aber auch Diffamierungen werfen nach und nach die Frage nach der Einheit dieser Abtei mit der weltweiten Trappistengemeinschaft. Der Konflikt verdichtet sich ja in der Frage: wie kann und auch wie weit kann eine kontemplative Ordensgemeinschaft eine missionarische Gemeinschaft sein? Der Prozess der Entwicklung und Auseinandersetzung, der kreativen Suche nach dem adäquaten Zeugnis, den dieser außergewöhnliche Mann in die Wege geleitet hat, wird nur 10 Jahre nach der Gründung von Mariannhill durch den fehlenden Mut zur Dramatik beim Visitor durch die Suspendierung Pfanners, dann durch seine Resignation zu früh jäh abgebrochen. Und wiederum könnte man fragen: ein Zufall, ein Wink des Himmels? Was hat diese Entscheidung zu bedeuten im Kontext der Frage nach der Heiligkeit des abgesetzten Abtes? Ich kann nur noch das bereits zitierte Urteil wiederholen: „Wo der Mut zu der Dramatik fehlt und die Versöhnung vorschnell gesucht wird, dort dürfte nicht mehr der allumfassende Geist am Wirken sein, sondern eher eine götzenhafte Verabsolutierung sichtbarer Strukturen sich abzeichnen.“

Wie schon öfters in dieser Lebensgeschichte bringt aber diese dramatische Wende einen qualitativ neuen Anfang mit sich. Denn: Gott ist immer noch nicht fertig mit Franz. Die folgenden 17 Jahre, die er in der von ihm errichteten Station Emmaus verbringt, verdichten das Drama seines Lebens zur Karwoche. Da gibt es auch das goldene Priesterjubiläum, dessen Feier die Reminiszenzen des bei der Primiz erlebten Palmsonntagsrausches in Erinnerung gerufen haben mag, da gibt es aber auch die Getsemanierfahrten beim Ringen mit den Fragen wie es mit der Abtei weitergehen wird und vor allem wie er die Zukunft seiner „Roten Schwestern“ absichern könnte. Da gibt es schmerzhaft und erniedrigende Auseinandersetzungen mit dem Administrator Obrecht („Noch nie in meinem Leben hat mich ein Mensch so enttäuscht wie dieser“, schreibt Pfanner an den Generaldefinitor der Trappisten in Rom). Und da gibt es körperliche Schmerzen und auch die ihm zunehmend zusetzende Einsamkeit. In einem 70 Meter hohen Felsen hat er den Kreuzweg ausgehauen, den Kreuzweg, dessen 174 Stufen er – so lange er es vermag – nun tagtäglich geht. Klar bereitet er sich auf das Sterben vor: „Betet nicht um Linderung meiner Leiden, denn auf dieser Welt muss es nun einmal gelitten sein, sondern bloß um die Gnade einer glückseligen Sterbestunde.“ Das Drama der Karwoche, das er vor Jahrzehnten liturgisch in Jerusalem so emotional erlebt hat, dieses Drama ist ihm nun existentiell zuteil geworden. Es wurde ihm aber auch gegönnt, Ausblicke auf den Ostermorgen dieses dramatischen Weges zur Heiligkeit zu erleben: 1906 wird die von ihm gegründete Schwesterngemeinschaft durch das päpstliche Dekret anerkannt – zwar nicht als „Rote Schwestern“ (das rote Gewand dürften die Männer der Kurie als provozierend empfunden haben) – anerkannt, von den Trappisten getrennt und auf eigene Füße gestellt. Pfanner atmet auf und betet „Te Deum laudamus“. Am 2. Februar 1909 – vier Monate vor Tod Franz Pfanners – unterzeichnet Papst Pius X. das Dekret der Trennung der Abtei Mariannhill von den Trappisten, gibt damit auch den Weg frei für eine neue Missionsgesellschaft: die Kongregation der Missionspatres von Mariannhill.

„Currite Ut Comprehendatis“, lautete der Spruch unseres Abtes – lauft, damit ihr den Preis bekommt. Der Weg, den er gelaufen ist, hat ihm eine dramatische Lebensgeschichte beschert. Er hat seinen Preis bekommen: nicht nur in den unzähligen Früchten, die seine Werke in Afrika und inzwischen auch der ganzen Welt hervorgebracht haben. Den vielzitierten Satz zur Deutung der Auferstehung: „Die Sache Jesu geht weiter“ könnte man auch auf ihn paraphrasieren: Die Sache Pfanners geht weiter. Er selber darf aber gemäß der Vision des Propheten Jesaja auf dem himmlischen Berg die ewige fruitio, den Genuss der Ewigkeit erleben und wohl auch die in jesajanischer Vision beschriebenen besten Speisen und die erlesene Weine genießen, er der sich bei der kargen Kost in seinem irdischen Leben so wohl gefüllt hat.

Mir bleibt es nur zu wünschen – mir und auch Ihnen – zu wünschen, dass Papst Leo XIV. den Leo XIII., der dem Franz so viele Dispensen gegeben hat, nachahmt. Dass also Leo XIV. dem Diener Gottes Franz Pfanner Dispens von dem obligaten Wunder als Bedingung für die Seligsprechung erteilt. Sein ganzes Leben war ja ein einziges Wunder.